

Der transzendentalgenetische Zugang zur Person

Patrick Grüneberg

Konstruktivistische Unternehmungen sind in der Wissenschaft sicherlich keine Seltenheit mehr. Gerade auch im Kontext neuerer gehirnphysiologisch basierter Forschung gewinnt der konstruktive Charakter von Wirklichkeit insofern an Bedeutung, als dass die Wirklichkeit durch das Gehirn konstruiert werden soll. Derlei Ansätze stellen solange kein Problem dar, wie man versucht, Gehirnfunktionen als neurologische Funktionen zu analysieren. Geht man dagegen den riskanten Schritt weiter und analysiert Gehirnfunktionen als wirklichkeitsstiftende Funktionen, dann ergibt sich eine folgenschwere Problemlage: Wie soll ein Teil der empirischen Wirklichkeit (eben die neuronalen Gehirnfunktionen) die Gesamtheit der Wirklichkeit hervorbringen? Diese mereologische Problematik zeigt sich immer dann, wenn die Empirie als Gesamtphänomen aus einzelnen Phänomenen erklärt werden soll, und steigert sich in eine methodologische, epistemische und letztlich auch praktische Hybris wissenschaftlicher Welterklärung.¹

Unter den verschiedenen philosophischen Theorien zum Menschen als einer Person zeichnet sich der transzendentalgenetische Zugang durch ein maximales

¹ Sehr deutlich zeigt sich diese Art von Konstruktivismus in der neurophilosophischen Hirnforschung, die davon ausgeht, dass das Gehirn unsere Wirklichkeit konstituiert. Siehe dazu vom Verfasser: »Grundlagen und Voraussetzungen der Leib-Seele-/Körper-Geist-Dichotomie in der gegenwärtigen Philosophie des Geistes«, in: Asmuth, Ch. (Hg.): *Leiblichkeit – Interpersonalität – Anerkennung. Transzendentalphilosophie und Person*. Bielefeld 2007, S. 23-40.

Maß an Konstruktivität aus. Gegenüber weitläufiger bekannten konstruktivistischen Ansätzen, wie denen von H. Maturana oder H. v. Foerster, ist J. G. Fichte (1762-1814) im Ausgang von I. Kant (1724-1804) als erster den Schritt gegangen, die faktische Wirklichkeit im Ganzen einer Rekonstruktion zu unterziehen, so dass natürlich auch an Fichte die Frage gerichtet werden muss, woraus er die faktische Wirklichkeit konstruiert. Gängige Konstruktivismen verbleiben dabei wie gesagt insofern innerhalb der Faktizität empirischer Wirklichkeit, als dass die konstituierenden Instanzen noch einen Teil der zu konstruierenden Wirklichkeit ausmachen. Mittels der von Kant konzipierten transzendentalen Methode gelingt es demgegenüber jedoch, nicht-empirische Bedingungen für die Empirie im Ganzen zu formulieren und so der Schwierigkeit zu entgehen, aus einem Teil der empirischen Wirklichkeit (Gehirnen, autopoietischen Lebewesen) die Gesamtheit dieser Wirklichkeit konstituieren zu wollen. Dabei ist der transzendente Ansatz nicht so zu verstehen, dass er andere Arten der Konstruktion per se ausschließt oder verwerfen will. Die transzendente Analyse geht dabei aber zusätzlich den Weg der Reflexion auf das Verfahren der Konstruktion, der entsprechend einhergehenden Geltungsansprüche und damit der Reichweite der jeweiligen Erklärung.

Die Bezeichnung ›transzendentalgenetisch‹ beruht auf der Kombination verschiedener Verfahren. Eine transzendente Analyse zielt auf zweierlei: zum einen auf die apriorischen Bedingungen der Möglichkeit des Untersuchungsgegenstandes und zum anderen auf eine methodenkritische Reflexion auf diese Bedingungen und die die Art und Weise, wie der Gegenstand aus den Bedingungen abgeleitet wird. Die genetische Komponente bereichert das Verfahren dahingehend, dass die Ausgangspunkte der Ableitung ihrerseits ebenso abgeleitet werden. Wie sich dieses Verfahren einer maximalen Konstruktivität gestaltet, soll im Folgenden einleitend vorgestellt werden.

1 Was heißt ›transzendentalgenetisch‹?

Der Begriff des Transzendentalen, so wie er auch heute noch Verwendung findet, hat seinen Ursprung in der Kantischen Transzendentalphilosophie, insbesondere in der *Kritik der reinen Vernunft*.² Der transzendente Gesichtspunkt unterscheidet sich dabei vom Alltagsbewusstsein dahingehend, dass man in letz-

² Für eine ausführliche wissenschaftstheoretisch basierte Rekonstruktion der Kantischen Transzendentalphilosophie siehe Ficara, E.: *Die Ontologie in der »Kritik der reinen Vernunft«*. Würzburg 2006.

terem von der Faktizität der Wirklichkeit ausgeht: Die empirische Wirklichkeit der inneren und äußeren Wahrnehmung wird als Tatsache akzeptiert. In der transzendentalen Perspektive demgegenüber gilt es, diese Faktizität zu konstruieren. Damit ist nicht gemeint, dass man einzelne Gegenstände oder Ereignisse in ihrer spezifischen Beschaffenheit aus allgemeinen Gesetzen ableiten will, sondern dass die empirisch gegebene Wirklichkeit im Ganzen hinsichtlich ihrer notwendigen Bedingungen rekonstruiert wird. Die transzendente Ansicht will also einsichtig machen, wie sich Faktizität überhaupt mit Blick auf den objektiven Status, den sie als empirische Wirklichkeit inne hat, begründen lässt.

Generell gilt es dabei, in einer doppelten Perspektive zwei wesentliche Strukturmerkmale transzendentaler Erkenntnis herauszustellen. Zunächst ist der *Bezug auf den Untersuchungsgegenstand* entscheidend. Bei Kant zeigt sich dieser Bezug darin, dass er »eine besondere Art von Erkenntnis [...], welche die Möglichkeit von Formen a priori reglementiert, sich auf Gegenstände zu beziehen«³, thematisiert. Was ist damit gemeint? Wie am Ende der Einleitung bereits genannt, bezieht sich ›transzendental‹ auf die Bedingungen der Möglichkeit des in Frage stehenden Untersuchungsgegenstandes. Kants Untersuchungsgegenstände sind ausgehend von synthetischen Urteilen a priori auch die Erfahrungserkenntnis und damit letztlich auch die Gegenstände der Erfahrung.⁴ Für die hiesige Darstellung sind die Untersuchungsziele Kants jedoch zweitrangig, da es um das Verhältnis transzendentaler Erkenntnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand geht. So wird sich bei Fichte zeigen, dass er die Bedingungen der Möglichkeit von Bewusstsein überhaupt expliziert, also neben der Gegenstandserkenntnis ebenso das Selbstbewusstsein und das Handlungsvermögen. Ausgehend davon, dass die Bedingungen der Möglichkeit angegeben werden sollen, muss nun weiterhin spezifiziert werden, um was für Bedingungen es sich dabei handelt. Die Bedingungen empirischer Gegenstandserkenntnis können dabei auf verschiedenen theoretischen Ebenen, wie der physiologischen oder psychologischen, gesucht werden. Transzendente Erkenntnis spezifiziert sich demgegenüber durch den apriorischen Ursprung: Die Analyse des Untersuchungsgegenstandes fragt ausschließlich nach der logisch-begrifflichen Struktur bzw. nach den allgemeinen und notwendigen Merkmalen. In Bezug auf Gegenstandserfahrung bedeutet

³ Ficara, E.: *Ontologie*, a. a. O., S. 41.

⁴ Der Übersicht wegen verzichte ich hier auf eine ausdifferenzierte Darstellung der Kantischen Konzeption, die im Kern ein urteiltstheoretisches Unternehmen ist, das aber im Rekurs der Begründung metaphysischer Urteile auf die empirische Gegenstandserkenntnis und damit auch auf die Konstitutionsbedingungen dieser Gegenstände zurückgreift. Vgl. dazu vom Verfasser: »Kennt Kants Kritik der reinen Vernunft den menschlichen Körper?«, in: Stache, A. (Hg.): *Das Harte und das Weiche. Körper – Erfahrung – Konstruktion*. Bielefeld 2006, S. 187-201.

dies, dass nicht nach der Vielfalt und Unterschiedlichkeit empirischer Gegenstände gefragt wird, sondern nach den Merkmalen, die jedem Gegenstand *unabhängig* seiner je spezifischen Gestaltung zukommen. Neben diesem Bezug auf die nicht-empirischen, also logisch-begrifflichen bzw. apriorischen Bedingungen der Möglichkeit des Untersuchungsgegenstandes spielt in transzendentaler Erkenntnis auch immer die kritische Perspektive eine entscheidende Rolle: Mittels des *Erkenntnisbezuges* wird geprüft, ob die Bedingungen, die angegeben werden, tatsächlich apriorischen Status haben und ob der apriorische Status in Bezug auf die Ableitung des Untersuchungsgegenstandes eingehalten wird. Tritt also ein apriorisches Bedingungsgefüge verbunden mit einer gleichzeitigen kritischen Reflexion auf dieses Gefüge auf, dann ist die damit einhergehende Erkenntnis des Untersuchungsgegenstandes transzendental.

Die eigentliche Konstruktion gründet sich schließlich bei Kant auf das Verfahren der Deduktion, das von Fichte zur Genese erweitert wird.⁵ Die *Transzendental Deduktion*⁶ zeigt mittels einer Konstruktion, inwiefern sich aus den veranschlagten apriorischen Bedingungen der Untersuchungsgegenstand ableiten lässt. Im Falle der *Genese* werden die Bedingungen ihrerseits nochmals abgeleitet. Auch hier gilt wieder die doppelte Perspektive: Neben dem Gegenstandsbezug ist der Erkenntnisbezug entscheidend. Die kontinuierliche Reflexion auf den epistemischen Status der Bedingungen holt auch diese Bedingungen selbst immer wieder ein. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis man auf irreduzible Grundmomente stößt, die nicht weiter ableitbar sind. Allerdings wird epistemisch, also im Erkenntnisbezug, deren Nicht-Ableitbarkeit als Grenze des Erkenntnisvermögens begründet, so dass der methodenkritische Anspruch eingehalten werden kann. Der transzendentalgenetische Zugang beansprucht also eine Konstruktion des Untersuchungsgegenstandes aus den apriorischen, d. h. nicht-empirischen bzw. logisch-begrifflichen Voraussetzungen dieses Gegenstandes.

Gegenstand der folgenden Darstellung ist die empirische Tatsache, dass eine Person sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten einerseits und in ihren verschiedenen Handlungen andererseits als dieselbe weiß, d. h. die personale Identität im Hinblick auf deren Realisierung in einem Körper. Der transzendentalgenetischen Konstruktion geht es dabei wie gesagt nicht um die mög-

⁵ Zum Verhältnis der Kantischen und Fichteschen Konzeption siehe auch Asmuth, Ch.: »Von der Urteilstheorie zur Bewusstseinstheorie. Die Entgrenzung der Transzendentalphilosophie«, in: ders. (Hg.): *Kant und Fichte – Fichte und Kant*. Amsterdam vorauss. 2007.

⁶ Vgl. Kant, I.: *Kritik der reinen Vernunft* (1781/1787). Hamburg 1990, B129-169 [KrV].

lichen Orte, Zeiten, Handlungen oder die konkrete Person selbst, sondern um die notwendigen Bedingungen der Möglichkeit des empirischen Faktums personaler Identität, d. h. um die Strukturen, die in jedem Akt personaler Identität notwendig veranschlagt werden müssen. Diese notwendigen Strukturen oder Konstitutiva liegen dabei auf der logisch-begrifflichen Ebene, die das Allgemeine in jedem Besonderen darstellt. Es geht m. a. W. um die Frage: Was macht jeden Akt personaler Identität überhaupt zu einem solchen Akt?

2 Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes

Die nun folgende Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes gliedert sich in drei Schritte. Ausgehend von einer kurzen Übersicht über die empirisch basierte Bestimmung personaler Identität erfolgt eine Überleitung in die transzendente Perspektive unter dem Oberbegriff der Wechselbeziehung. Anknüpfend an die Wechselbeziehung wird ausgehend von den Konstitutiva personaler Identität die These formuliert, der zufolge personale Identität nur als Wechselbeziehung zwischen dem Subjekt und dessen Körper gefasst werden kann. Damit wäre der explizite Untersuchungsgegenstand bestimmt, dessen Konstruktion dann im nächsten Abschnitt vorgestellt wird.

Personale Identität ist seit jeher ein zentrales Theoriestück philosophischer Überlegungen. Die klassischen rationalistischen bzw. empiristischen Autoren haben dazu unterschiedliche Konzeptionen vorgelegt.⁷ Descartes sah personale Identität mittels einer immateriellen Seelensubstanz gesichert, während Locke das denkende, vernünftige und sich um sein Glück sorgende Handlungssubjekt als ein identisches veranschlagt. Bei Hume begegnet uns Identität als ›bundle of perception‹. Die moderne analytische Diskussion hat mit Strawsons Ansatz einen der maßgebenden Beiträge geliefert. Die Person ist dabei »logisch primitiv, d. h. nicht weiter analysierbar«⁸ und erlaubt im Unterschied zu Nicht-Personen die Zuschreibung von Prädikaten für Bewusstseinzustände (sog. P-Prädikate) »unter der Bedingung ihrer raum-zeitlichen Situierung in einem Körper, auf den man M-Prädikate [Prädikate materieller Körper; P. G.] anwenden kann.«⁹ Hier scheint bereits der wechselseitige Zusammenhang von Bewusstseinzuständen und Körperlichkeit auf, ohne eine explizite Thematisierung zu erfahren. Die weitere analytische Diskussion versucht über »immer entlegene Beispiele (Gehirn-

⁷ Vgl. dazu Krebs, A./Kambartel, F./Jantschek, T.: »Person«, in: Mittelstraß, J. (Hg.): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Band 3. Stuttgart 1995, S. 89-92.

⁸ Ebenda, S. 89.

⁹ Ebenda.

transplantation, brain splitting usw.)¹⁰ personale Identität zu konstruieren und gelangt zu Kriterien der körperlichen Identität, kohärenter Erinnerung oder zeitlicher Persistenz. Aber sowohl das Lockesche Handlungssubjekt als auch das Humesche ›bundle of perception‹ oder auch die logisch primitive Person bei Strawson sind für sich genommen nur Momente der bereits konstituierten Person und eignen sich nicht für eine Konstruktion. Die Gemeinsamkeit und die damit einhergehende Schwierigkeit dieser Bestimmungen ist also ihr empirischer Ursprung, da sie vielmehr das Faktum personaler Identität bzw. Teilaspekte davon thematisieren und als Grundlage für personale Identität überhaupt veranschlagen.

Demgegenüber werden mittels des transzendentalen Verfahrens zunächst die notwendigen, d. h. irreduziblen Grundmomente personaler Identität herausgestellt, also die allgemeinen und d. h. nicht-empirischen Grundlagen. Geht man davon aus, dass sich das empirische Subjekt über die Zeit hinweg und an verschiedenen räumlichen Positionen bzw. an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Handlungen als ein und derselbe Körper erfährt, dann kann man von einer immer schon vollzogenen Identifikation sprechen: Eine Person erfährt und begreift sich selbst als ihr Körper, d.h. sie verortet sich dort, wo ihr Körper ist.¹¹ Es besteht dabei ein unmittelbarer Zusammenhang, eine reale Identität zwischen dem Bewusstseins- bzw. genauer dem Wissensakt des Subjekts¹² und dessen Körper und eine gleichzeitige ideale Differenz durch das Bewusstsein dieser Identität. Die Person kann sich als Subjekt von ihrem Körper als dem Objekt auch immer unterscheiden. Somit gilt es grundlegend zwei Strukturmomente

¹⁰ Ebenda., S. 90.

¹¹ Abgesehen von Phänomenen des luziden Träumens oder Seelenreisen, die eine körperunabhängige Identität darstellen. Allerdings ist zu beachten, dass auch bei solchen Phänomenen noch immer zumindest Körpervorstellungen eine zentrale, wenn nicht unumgängliche Rolle spielen.

¹² Das entscheidende Merkmal des transzendentalen Wissensbegriffes ist seine Totalität, d. h. er umfasst, wie Fichte sich 1794 ausdrückt, alle Handlungen »des menschlichen Geistes überhaupt« (Fichte, J. G.: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre als Handschrift für seine Zuhörer (1794)* (kurz: *Grundlage*), in: Lauth, R./Jacob, H. (Hg.): *Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Band I, 2. Stuttgart-Bad Cannstatt 1965ff., kurz: GA I, 2, 261). Darunter fallen demnach nicht nur propositional strukturierte Aussagen, sondern jeglicher Bewusstseinsinhalt, d. h. jeder Inhalt, der von einem Subjekt vollzogen wird bzw. diesem zugeschrieben werden kann, also neben propositionalen Gehalten auch Gefühle, Handlungen, Voluntationen usw. Mittels dieses maximalen Wissensbegriffes ist es möglich, die Gesamtheit des empirischen Bewusstseins zu erfassen und mittels einer Abstraktion von dieser die notwendigen Merkmale eines jeden Bewusstseinsaktes zu explizieren.

herauszustellen, die in Gestalt einer Wechselbeziehung jedem Akt personaler Identität zukommen: Zum einen den idealen *Bewusstseins-* bzw. *Wissensakt* des Subjekts, der sich im artikulierten Ichbewusstsein ausdrückt; zum anderen die *Art und Weise der unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Gegebenheit*, d. i. der *reale Körper*.

Es ist hier nicht der Raum, um das Verfahren der abstrahierenden Reflexion, die aus dem Faktum die basalen Strukturen bzw. Konstitutiva expliziert, nachzuvollziehen.¹³ Für hiesiges Anliegen ist der Schritt der Konstruktion des Faktums aus diesen Konstitutiva das zentrale Thema. Ausgangspunkt sind daher die zwei irreduziblen Grundmomente eines jeden Aktes personaler Identität: als da wären der *Körper*¹⁴ und der *subjektive Vollzug* bzw. die *Subjektivität*.¹⁵ Jegliche personale Identität konstituiert sich auf Basis des Körpers der Person, da diese sich immer dort verortet, wo sich ihr Körper befindet (Raumbezug); zugleich weiß die Person um ihre Zeitlichkeit (bzw. Vergänglichkeit) anhand der Zustandsveränderungen (bzw. des Alterns) ihres Körpers (Zeitbezug). Generell sind Handlungen generell nicht ohne einen Körper vorstellbar. Weiterhin wird Identität immer durch die Person vollzogen, d. h. sie schreibt sich selbst ihren Körper zu. Dieser letzte Punkt entfaltet dann seine ganze Wichtigkeit, wenn es um Fragen der Ansprechbarkeit auf und Verantwortung für Handlungen geht. Ein Wesen, das sich selber nicht darüber im Klaren ist, d. h. kein Bewusstsein dessen hat, was es tut, würden wir nur schwerlich in den Bereich der Moralität einholen. Mittels des transzendentalgenetischen Verfahrens soll nun letztlich begründet werden, dass der Körper des Menschen und die Subjektivität hinsichtlich der theoretischen Fundierung personaler Identität gleichursprünglich sind und in einer Wechselbeziehung stehen.¹⁶

Die folgende Darstellung will aufzeigen, wie sich der Zusammenhang beider Strukturelemente im apriorischen Bedingungsgefüge personaler Identität, so wie

¹³ Siehe dazu Fichte, GA I, 2, 255ff.

¹⁴ Im Folgenden ist vom Körper als der basaleren Kategorie im Vergleich zum Leib die Rede, da letzterer vielmehr das Produkt der Synthese von Körper und Subjektivität im Begriff der Person darstellt.

¹⁵ Von grundlegender Bedeutung ist dabei, diese Subjektivität nicht als den individuellen Vollzug einer bestimmten Person anzusetzen, sondern im allgemein-subjektiven Sinne als die Form der Subjektivität, die jedem empirischen Einzelsubjekt unabhängig der je spezifischen individuellen Merkmale zukommt.

¹⁶ In der hier vorgelegten methodologischen Darstellung geht es zunächst nur um die theoretische Fundierung des Verhältnisses von Subjekt und Körper. Im Zusammenhang der moralischen Bestimmung wird schließlich das in der theoretischen Wechselbeziehung gleichursprüngliche Verhältnis zu Gunsten des Handlungssubjekts und hinsichtlich der Möglichkeiten und auch Begrenzungen durch den Körper neu bestimmt werden müssen.

dieser im faktischen Vollzug immer gegeben ist, einsichtig machen lässt. Im nächsten Abschnitt wird dazu das Fichtesche Verfahren der Genese des wechselseitigen Zusammenhangs von Körper(lichkeit) und Subjektivität vorgestellt, um mit Blick auf die genannte Bestimmung des Personenbegriffs die Konstruktion personaler Identität darzustellen.

3 Der Ansatz Fichtes

Fichte stellt sich die Aufgabe, den Körper als empirische Realisation eines sowohl dem Subjekt als auch dessen Objekten zugrundeliegenden Prinzips zu konstruieren. Sein Anknüpfungspunkt an die Kantische Theorie ist genau jene dort vorausgesetzte empirische Bewusstseinsrelation eines subjektiven Vermögens und eines diesem gegebenen Materials. Um seine genetische Konstruktion durchführen zu können, benötigt Fichte ein Prinzip, mit dem noch kein Subjekt, geschweige denn eine Subjekt-Objekt-Relation, gegeben ist und das in seiner Allgemeinheit für alle Bewusstseins- bzw. Wissensakte, also auch den Vollzug von Identität im Körper, gilt. Dieser Punkt ist mit Blick auf die kritischen Bemerkungen in der Einleitung und zu Beginn von Abschnitt 2 von entscheidender Bedeutung: Sollen nämlich empirische Weltverhältnisse wie die personale Identität tatsächlich konstruiert werden, dann verbietet sich der Rekurs auf Teile dieser empirischen Welt. Fichte darf also gerade kein Subjekt veranschlagen, sondern muss die Struktur der Subjektivität selbst ableiten. Zu veranschlagen gilt es nur die irreduziblen Grundmomente eines jeden empirischen Wissensaktes, nämlich die Idealität des Vollzuges und die Realität des Gegebenen. Beide für sich genommen stellen aber keineswegs das Subjekt oder die Welt dar, sondern nur transzendente, also die Empirie ermöglichende Momente. Hier kommen also der in Abschnitt 1 genannte Gegenstands- und Erkenntnisbezug zum Tragen. Hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes, also der personalen Identität, müssen dem Gegenstandsbezug zufolge die apriorischen Bedingungen, die ihren Ausgang bei den irreduziblen Momenten des idealen Vollzuges und eines real Gegebenen nehmen, zugrunde gelegt werden. Der Erkenntnisbezug wirkt parallel als kritische bzw. regulative Instanz, die dafür sorgt, dass genau jene mereologische Problematik der Erklärung empirischer Verhältnisse aus einzelnen Teilen derselben vermieden wird. Aufgrund dieser Vorgehensweise erscheint das Fichtesche Verfahren zunächst sehr abstrakt.

Zur Gewinnung der irreduziblen Grundmomente ist zunächst eine Abstraktion von allen kontingenten bzw. empirischen Gegebenheiten notwendig, um die apriorische Struktur des empirischen Bewusstseins zu ermitteln. Als Ergebnis

dieses Verfahrens werden – wie oben bereits ausgeführt – zwei Strukturmomente expliziert, die für jeden Bewusstseinsakt konstitutiv sind. Zum einen befindet sich ein Subjekt immer in einer *Differenz* zu seinen Objekten. Diese Differenz liegt begründet im idealen bzw. subjektiven Vollzug, durch den die Person sich als Subjekt von Objekten unterscheiden kann. Bei Kant tritt dieser Vollzug als das ›Ich denke‹¹⁷ auf, bei Fichte tritt der Ermöglichungsgrund dieses Vollzuges allgemeiner als die Ichform bzw. ›Ichheit‹¹⁸ auf und benennt ein auf sich selbst bezogenes Setzen im Sinne einer Tätigkeit: Ein Ich zeichnet sich dadurch aus, dass es sich selbst zum Objekt hat. Diese Selbstbezüglichkeit bildet dann die Grundlage für jegliches Bewusstsein/Wissen, da sich mittels ihrer das Subjekt überhaupt von Objekten unterscheiden kann, indem es durch die Selbstbezüglichkeit seiner selbst gewahr werden kann und somit aller erst sich selbst in Beziehung zu etwas anderem setzen kann. Der Vollzug personaler Identität zeichnet sich aber ebenso durch eine reale Identität von Subjekt und Objekt aus: Das Subjekt *ist* sein Körper. Es schreibt sich diesen nicht nur idealiter zu, sondern bildet ebenso einen realen Identitätspunkt mit ihm, der sich im Erleben des Körpers ausdrückt.¹⁹ Während Kant durch die Konzeption zweier aufeinander bezogener und doch unterschiedlicher Quellen (das sind Sinnlichkeit und Verstand) den objektiven Gehalt von Wissensakten begründet, ist es Fichtes Absicht, die Verhältnisse der Identität und Differenz in ein transzendentes Prinzip einzuholen, aus dem heraus die Subjekt-Objekt-Relation selbst abgeleitet bzw. konstruiert wird. Ohne diesen Aspekt hier näher ausführen zu können, sei zumindest das Verfahren der idealrealistischen Dialektik benannt, mittels dem die zunächst widersprüchlichen Momente zueinander in Beziehung gesetzt werden können.

Da Fichte in seiner Spätphilosophie (ab ca. 1801/2) dieses transzendente Prinzip in seiner internen Struktur eingehend untersucht, während er in der Jenaer Zeit (bis 1799) vorwiegend mit der Ableitung des empirischen Bewusstseins aus diesem Prinzip beschäftigt ist, wende ich mich zuerst der *Wissenschaftslehre 1805* zu. Die späteren Arbeiten zur Wissenschaftslehre widmen sich, wie gesagt, expli-

¹⁷ Vgl. KrV B131.

¹⁸ Den Terminus der ›Ichheit‹ gebraucht Fichte beispielsweise im Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, um die Struktur des dem empirischen Bewusstseins zugrunde liegenden Prinzips als eine »in sich selbst zurückgehende Thätigkeit, Subject-Objectivität« (GA I, 4, 255) zu bestimmen. Das transzendente Ich ist demnach nicht mit dem empirischen Ich der Person zu verwechseln.

¹⁹ Dieses Erleben führt letztlich zum Begriff des Leibes bzw. zur Leiblichkeit, der hier allerdings keine unmittelbare Rolle spielt, da er das Endresultat der Fichteschen Ableitung darstellt. Hier geht es vielmehr um den Konstruktionsprozess eines solchen Leibes aus den apriorischen Konstitutiva.

zit dem transzendentalen Prinzip des Wissens. Dabei geht es insbesondere um die Wechselbeziehung des irreduziblen idealen und realen Grundmoments eines jeden Wissensvollzuges, wobei diese Wechselbeziehung dann auch konsequenterweise im transzendentalen Prinzip, das der Struktur des Wissens zugrunde liegt, verankert sein muss. Fichte nennt dieses Prinzip *Tathandlung*. Um die Grundlage einer jeden Tatsache des empirischen Bewusstseins zu begründen, veranschlagt er dieses Prinzip, das „zugleich das Handelnde und das Produkt der Handlung“²⁰ darstellt. Die Tathandlung ist selbst somit nicht empirisch wahrnehmbar, sondern liegt aller Empirie zugrunde. Es bildet auch noch nicht das Subjekt oder etwaige Objekte ab – beide strukturellen Bestandteile werden im weiteren Verlauf aus der Tathandlung abgeleitet. Im Kontext der *Wissenschaftslehre 1805* wird es erläuternd als *factum fiens*, also als ›sich machendes Faktum‹ bezeichnet. Aus diesem Prinzip wird dann schrittweise die Subjekt-Objekt-Relation entwickelt. Der entscheidende Schritt in der Konzeption dieses transzendentalen Prinzips liegt in seiner Begründung als Tätigkeit. Gegenständlichkeit und insofern Festigkeit, Undurchdringlichkeit, also letztlich die Gegebenheit der empirischen Wirklichkeit wird als Nichttätigkeit konzipiert, die der idealen Tätigkeit gegenüber steht. Diese Tätigkeit produziert schließlich das Bewusstsein bzw. Wissen einer empirischen Wirklichkeit, also das Subjekt in Wechselbeziehung mit dem real Gegebenen, den Objekten. Die Tathandlung bzw. das *factum fiens* sind zu denken als die aller Bewusstseinstätigkeit und damit aller – für den Menschen verfügbaren – Wirklichkeit zugrunde liegenden Tätigkeit. Während das *factum factum* den konkretisierten empirischen Gegenstand bezeichnet, verweist das *factum fiens* auf den logisch vorhergehenden Konstitutionsgrund, also die Tathandlung. Dieser Konstitutionsgrund muss demnach einerseits den Gehalt bzw. die Materie aller empirischen Wirklichkeit (d. i. mit Blick auf das Gegebene eines jeden Bewusstseins das realistische Moment) und andererseits gleichzeitig das idealistische Wissensmoment, also den subjektiven Vollzug, umfassen. In der Terminologie der *Wissenschaftslehre 1805* drückt Fichte sich folgendermaßen aus:²¹ Das Bewusstsein wird als die Existenz des Absoluten veranschlagt, wobei Existenz die (ideale und insofern formale) Wissensform und das Absolute die (reale und insofern materiale) Qualität, also den materialen Gehalt, der Wirklichkeit bezeichnet. Er hat zu klären, wie das Absolute in ein Verhältnis zu sich selbst eintreten kann, genauer gesagt in einen idealen Vollzug seiner selbst. Dies geschieht mittels der Existenz, durch die Objektivität erzeugt wird,

²⁰ GA I, 2, 259.

²¹ Fichte wechselt die Terminologie seiner Grundbegriffe regelmäßig, um der Trägheit des Denkens aufgrund einer festen, vokabulären Terminologie vorzubeugen.

indem das Absolute in eine Selbstdifferenz bzw. Nicht-Identität eintritt: »[D]as absolute verändert durch das Existieren sein eignes inneres Wesen absolute, unwiederbringlich, und ohne alle Möglichkeit der Rückkehr in sich selber im Existieren [...]: u. diese Veränderung ist unmittelbar die Objektivität.«²²

Damit kann das ideale Moment begründet werden, da die Form der Existenz das Als ist: Im Existieren setzt sich das Absolute *als* solches, d. h. es tritt zu sich selbst in eine begriffliche Beziehung, nämlich die der Objektivität. In der Existenz besteht dann, indem das Absolute verobjektiviert wird, eine »Relation auf das Seyn.«²³ Damit ist die formale Bezugnahme auf ein Gegebenes (das Sein) konstruiert. Ferner ist damit aber auch zugleich die reale Identität konstruiert, da »es [...] das absolute, das da existirt, und nicht etwa ein fremdes an seiner Stelle«²⁴ ist, das in der Existenz (als ein solches) gesetzt wird. Diese wechselseitige Beziehung von Nicht-Identität im Vollzug und Identität im Vollzogenen vermag die allen Wissensakten zugrunde liegende idealrealistische Struktur zu begründen: »Identität [...] in der NichtIdentität [d. i. die reale Identität der Existenz mit dem Absoluten; P. G.], u. NichtIdentität in der Identität [d. i. der subjektive Vollzug der Existenz in Beziehung auf das als solches gesetzte Absolute bzw. den materialen Gehalt; P. G.], in absoluter, u. untrennbarer Vereinigung – ist die Objektivität [also die Gegebenheit materialer Wirklichkeit für ein Subjekt bzw. die Empirie; P. G.].«²⁵

Dies gilt letztlich auch für den Körper: Einerseits unterscheidet sich die Person auf Grundlage der Existenz im Vollzug von ihrem Körper als dem durch die Form der Existenz gesetzten Sein, d. h. fasst sich als Subjekt auf; andererseits identifiziert sich die Person unmittelbar mit dem Vollzogenen, ihren Körper, da nur das Absolute als der materiale Gehalt fungiert und lediglich in ein ideales bzw. formales Selbstverhältnis eingetreten ist.²⁶

Die Als-Struktur ist also konstitutiv für die Subjekt-Objekt-Relation, da mit ihr die beiden wesentlichen Momente der Identität und Differenz begründet werden können. Zum einen tritt das Absolute in eine Selbstdifferenz bzw. Nicht-Identität ein, indem es sich durch das Als nicht nur setzt, sondern sich in einem autoprädikativen Akt²⁷ nochmals setzt, nämlich als sich selbst. Mit der Etablie-

²² Fichte, J. G.: *Wissenschaftslehre 1805*. Hamburg 1984, 23r2.

²³ Ebenda.

²⁴ Ebenda.

²⁵ Ebenda.

²⁶ Zu beachten bleibt dabei, dass die soeben explizierte Tathandlung nicht von der Person willkürlich vollzogen werden kann – sie liegt dieser vielmehr immer schon im Rücken, da die Person als das *factum factum* das Resultat des *factum fiens* ist und aus diesen im Rahmen der transzendentalen Genese lediglich nachkonstruiert wird.

²⁷ Vgl. dazu Zöller, G.: »Setzen und Bestimmen in Fichtes Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre«, in: Fuchs, E./Radrizzani, I. (Hg.): *Der Grundansatz der ersten Wissenschafts-*

rung dieses letztlich idealistischen Wissensvollzuges geht die Etablierung eines realistischen und insofern unabhängig von diesem Vollzug Gegebenen einher, da das Absolute in zweierlei Hinsichten vorliegt: Zum einen different mit sich selbst als das ursprünglich Setzende und das autoprädikativ Gesetzte. Zugleich impliziert die Als-Struktur auch das Moment der Identität: Das Absolute ist lediglich zu sich selbst in eine formale Differenz getreten, und insofern sind das Absolute und das als ein solches gesetzte Absolute in materialer Hinsicht identisch.

Allerdings ist es nun noch ein weiter Weg, aus dieser Selbstdifferenz und Identität eine *empirische* Subjekt-Objekt-Relation zu konstruieren. Mit der genannten Existenzform des Absoluten ist nämlich zunächst nur das strikt formale idealrealistische Verhältnis konstruiert. Aber zu einer Person gehört noch wesentlich mehr, nämlich die verschiedenen Vermögen der Anschauung, der Einbildungskraft, des Verstandes, der Vernunft, dann ferner das Wollen und die Möglichkeit, in einer materiellen bzw. körperlichen Welt zu handeln.²⁸ Dieser Aufgabe widmet sich Fichte explizit in seiner Jenaer Philosophie. In der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* von 1794/95 geht Fichte von der Tathandlung als dem absoluten Ich aus, das daher selbstverständlich nicht mit dem empirischen Ich verwechselt werden darf, sondern als das *jedem* empirischen Ich zugrunde liegende Prinzip fungiert. In sehr detaillierten Analysen entwickelt er dazu ein Setzungsgefüge, das seinen Anfang bei den genannten Strukturmomenten der Identität und Differenz nimmt. Aus diesem Setzungsgefüge soll schließlich ein theoretisch wie praktisch befähigtes empirisches Subjekt konstruiert werden. Unseren Untersuchungsgegenstand verhandelt Fichte schließlich im *Naturrecht*²⁹, das eine Ableitung des Körpers formuliert.

Fichte geht dabei so vor, dass er die allgemeinen bzw. notwendigen Strukturelemente empirischer Wirklichkeit (hier insbesondere das Raum-Zeit-Gefüge und die materielle Körperwelt) als Instanzen der Realisierung des transzendentalen Setzens aufweist: Soll ein endliches Subjekt bzw. eine Person möglich sein, so muss diese räumlich-zeitlich und körperlich realisiert sein, da anders unsere

lehre Johann Gottlieb Fichtes. Neuried 1996, S. 178-192. Obwohl Zöller hier das Setzen in der Grundlage analysiert, lässt sich die Als-Struktur im Sinne des autoprädikativen bzw. des »sich als durch sich selbst« (S. 190) Setzens ebenso auf die Existenzform des Absoluten anwenden, da das Absolute, wie angegeben, in ein Selbstverhältnis eintritt.

²⁸ Vgl. zur transzendentalen Konstruktion eines konkreten und insofern handlungsfähigen Subjekts auch den Beitrag von Christoph Asmuth in diesem Band.

²⁹ Fichte, J. G.: *Grundlage des Naturrechts (1. Teil)*, in: GA I, 3, 291-460.

Endlichkeit nicht realisierbar ist.³⁰ Da hier Fichtes Konstruktion nun nicht schrittweise nachvollzogen werden kann, soll ein Blick auf das Ergebnis seiner Ableitung den konstruktiven Charakter der transzendentalen Genese andeuten.³¹ Der Körper der Person bzw. genauer ihr Körper »ist die Realisierung des Wollens in der realen Welt.«³² Oder um es mit Fichte auszudrücken: Der Körper ist der »Repräsentant des Ich in der Sinnenwelt.«³³ Das Wollen und damit das Handeln sind nicht empirisch zu realisieren, wenn sie nicht in körperlicher Form veranschlagt werden, da das Subjekt nur so in einer körperlichen Welt, die wiederum notwendig mit Blick auf die Endlichkeit des Menschen angenommen werden muss, handeln kann.

4 Der transzendentalgenetische Zugang: Zusammenfassung und Schlussbemerkung

Bei Fichte zeigt sich deutlich die Interdependenz des idealistischen Wissensvollzuges und der realistischen Gegebenheit. Er macht klar, dass das Subjekt und das Objekt nur interdependent gedacht werden können. Die realistische und unabhängig vom Subjekt bestehende *empirische* Wirklichkeit kann in ihrem Charakter als Wirklichkeit eines empirischen Subjekts nur unter Hinzunahme des idealistischen Wissensvollzuges begründet werden, durch den überhaupt erst das Differenzverhältnis eines Subjekts und einer objektiven Wirklichkeit, auf die sich das Subjekt beziehen kann, möglich wird. Gleichzeitig birgt dieser Wissensvollzug immer ein Wissen von etwas und hat erst Realität, wenn ein solches Etwas vorhanden ist, das *als* empirische Realität vollzogen werden kann. Empirische Wirklichkeit kann also nicht auf einzelne Bestandteile derselben, wie den Körper oder das Subjekt, reduziert werden, ohne ihre Gesamtverfassung zu missachten.³⁴ Konkret heißt das, dass ein vollständiger Personenbegriff erst dann erreicht ist, wenn die Dimensionen des Körpers *und* der Subjektivität gleicherma-

³⁰ Es geht immer um das endliche Vernunftwesen, wobei andere Lebensformen nicht ausgeschlossen, aber für uns nicht einmal vorstellbar sind; vgl. dazu auch Anmerkung 11.

³¹ Für eine ausführlichere Darstellung siehe Bisol, B.: »Der Leib ist ein Bild des Ich. Transzendentalphilosophische Grundlagen der Leiblichkeit bei Fichte«, in: Asmuth, Ch.: *Leiblichkeit – Interpersonalität – Anerkennung*, a. a. O., S. 41-60.

³² Frischmann, B./Mohr, G.: »Leib und Person bei Descartes und Fichte«, in: Schürmann, V. (Hg.): *Menschliche Körper in Bewegung. Philosophische Modelle und Konzepte der Sportwissenschaft*. Frankfurt a. M. 2001, S. 171.

³³ GA I, 3, 405.

³⁴ Eine solche Missachtung habe ich an anderer Stelle am Beispiel der Neurophilosophie dargelegt (siehe Anmerkung 1).

ßen berücksichtigt werden.³⁵ Eine wohlbegründete Position zum Verhältnis des Subjekts zu seinem Körper bzw. zur Personalität muss sich diese Gleichursprünglichkeit also immer vor Augen halten.³⁶ Was lässt sich auf dieser Basis über den transzendentalgenetischen Zugang im Hinblick auf philosophische Theoriebildung feststellen?

Die *Grenzen* des genetischen Verfahrens liegen eindeutig in dessen Formalität. Die Genese führt nie zum individuellen Körper einer Person mit Blick auf die spezifischen Merkmale, sondern nur zur Individualität, die wiederum jedem Subjekt bzw. jeder Person zukommt. Es kann lediglich begründet werden, inwiefern der Mensch als ein empirisches und insbesondere handelndes Wesen letztlich einen Körper benötigt.

Dieser strenge Formalismus hinsichtlich konkreter empirischer Qualitäten birgt allerdings auch bestimmte Möglichkeiten und Perspektiven. Im Rahmen der produktiven Grundlegung kann der epistemische und praktische Zusammenhang des Subjekts und entsprechender Objekte, der aller Empirie zugrunde liegt, verständlich gemacht werden: Empirische Wirklichkeit ist nicht statisch gegeben. Zwischen dem Bewusstsein des Subjekts und der gegebenen dinghaften Wirklichkeit besteht keine wie auch immer geartete ontologische Kluft, die durch (konventionelle) Erkenntnis- oder Handlungstheorie überwunden werden müsste. Die transzendentalphilosophische Position stimmt dahingehend mit dem Alltagsbewusstsein überein, das maßgeblich im realen Vollzug der Wirklichkeit und des realen Zusammenhangs der philosophisch bzw. begrifflich distinkten

Wirklichkeitsbereiche besteht. Es wird bloß zusätzlich einsichtig gemacht, wie dieser reale Zusammenhang möglich ist und inwiefern er notwendig ist für den Menschen als ein endliches Wesen.

³⁵ Diesen Zusammenhang stellt Bisol («Gewohnheit, Gewöhnung, Habitus: J. G. Fichtes Beitrag zur Durchdringung der Leiblichkeit, in: Stache, A.: *Das Harte und das Weiche*, a. a. O., S. 77-89) anhand der Zusammengehörigkeit von Geist und Leib dar: Bei Fichte als einem systematischen Denker ist die konkret-praktische Konsequenz dieser Zusammengehörigkeit bereits als Implikation in der Grundlegung der Wissenschaftslehre vorhanden. Siehe dazu auch vom Verfasser: »Fichtes transzendentalphilosophische Methode und die Leib-Seele-/Körper-Geist-Dichotomie, « in: Asmuth, Ch.: *Leiblichkeit – Interpersonalität – Anerkennung*, a. a. O., S. 90-106.

³⁶ Diese umfassende und methodologisch fundierte Problemstellung hat Fichte in der Wissenschaftslehre 1812 so formuliert: »Sie [die unkritische Philosophie; P. G.] hatte ein Subject ohne Object und ein Object ohne Subject, und das war eben die Aufgabe ihrer Philosophie, wie sie zusammen kommen sollten.« (GA II, 13, 71) Das diese Aufgabe nicht lösbar ist, zeigen all die vergeblichen Versuche herkömmlicher Erkenntnistheorie, die zuletzt in Gestalt reduktiver Ansätze die subjektive Dimension schlicht negieren.

Der hier vertretene methodologische Ansatz hat – ohne hier die Konsequenzen detailliert ausbuchstabieren zu können – maßgeblichen Einfluss auf alle die Theoriebildungen, die bestimmte Elemente der empirischen Wirklichkeit – sei es nun der Körper, das Subjekt, gesellschaftliche Institutionen oder Machtverhältnisse, also alle die Gefüge, die den Menschen nicht nur als natürliches Lebewesen, sondern als ein Handlungssubjekt thematisieren – zentral stellen und von dort aus eine Begründung für das Gesamtgefüge der Wirklichkeit intendieren. Die transzendente Genese macht deutlich, dass der Konstitutionsgrund in den Wechselbeziehungen verschiedener irreduzibler Strukturelemente liegt. Für die Wissenschaften also, die einen Subjektbegriff hantieren, gilt dies mit der Folge, dass je nach Ausrichtung der jeweiligen Disziplin der jeweilige Untersuchungsgegenstand in seinem Gesamtzusammenhang reflektiert werden muss. Der Soziologe beispielsweise sollte das gesellschaftliche Gefüge nicht absolut setzen, der Sprachwissenschaftler nicht die Sprache, der Sportwissenschaftler nicht den Sport. Demgegenüber muss die Wechselbeziehung des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes mit den anderen Konstitutiva der Gesamtwirklichkeit, von der der eigene Untersuchungsgegenstand einen Teil ausmacht, berücksichtigt werden.

Ein Beispiel aus der Täterforschung des Nationalsozialismus soll zur Veranschaulichung dienen.³⁷ Dazu Peter Longerich: »Je mehr sich die Forschung entfaltet, umso deutlicher wird, dass sich Gegensatzpaare wie Intention und Funktion, Rationalität und Ideologie, Disposition oder Situation, Zentrum und Peripherie nicht ausschließen, sondern dass sie unterschiedliche Aspekte der historischen Wirklichkeit beleuchten und sich ergänzen, ja sich gegenseitig bedingen. Sie stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, das sich nur aufheben lässt, wenn man den Widerspruch als Ansatzpunkt betrachtet, eine übergeordnete und weitaus komplexere historische Wirklichkeit herauszuarbeiten. Begreift man ein Gegensatzpaar als dialektisch, so erscheint es als geradezu sinnlos, immer wieder zu versuchen, ein Element gegen das andere auszuspielen; eine solche Debatte muss in der Sackgasse enden. Stattdessen werden wir uns daran gewöhnen müssen, eindimensionale Erklärungen als unbefriedigend hinter uns zu lassen und die systematische Ermordung der europäischen Juden als vielschich-

³⁷ Das folgende Beispiel verlässt den Rahmen einer transzendentalgenetischen Betrachtung, die eine explizit philosophische Theoriebildung bezeichnet. Allerdings gibt es in genetischer Hinsicht strukturelle Parallelen dahingehend, dass mit zunächst sich widersprechenden Beschreibungen ein komplexeres Gesamtbild des in Frage stehenden Phänomens dargestellt werden kann, als es mit den jeweiligen Einzelbegriffen jemals möglich wäre. Die Herausforderung liegt vor allem darin, die widersprüchlichen Momente in eine Gesamtperspektive einzuordnen, die die Widersprüche nicht als argumentative Endpunkte, sondern in genetischem Sinne als Erfordernis zur Formulierung komplexerer Begriffe auffasst.

tigen, komplexen Vorgang zu begreifen, der im Kontext der Gesamtgeschichte des Regimes gesehen werden muss.«³⁸

In seinem Zitat weist Longerich auf die zentralen Punkte hin, die sich aus einer genetischen Grundlegung der Methodologie historischer Forschung ergibt:

- Begriffliche Gegensatzpaare schließen sich im Hinblick auf das zu untersuchende Gesamtphänomen nicht aus, sondern heben bestimmte Aspekte hervor, die sich, wenn man sie als Konstitutiva des Phänomens betrachtet, sogar bedingen. (Es sei an dieser Stelle an den Begriff der Wechselbeziehung erinnert.)
- Es liegt ein dialektisches Verhältnis vor, dessen genetisches Potential Longerich klar erkennt: Die auf einer bestimmten Ebene konstatierten Widersprüche begrifflicher Beschreibungen können dazu genutzt werden, eine übergreifende Ebene herauszuarbeiten, die die widersprüchlichen Aspekte in ihrem wechselseitigen Zusammenhang einsichtig macht. (Im Feld der transzendentalen Bewusstseinstheorie wird diese Funktion durch die idealrealistische Dialektik erfüllt.)
- Die Gefahr eindimensionaler Erklärungen stellt gerade die Sackgasse dar, die durch ein genetisches Verfahren vermieden werden kann. (In der philosophischen Bewusstseinstheorie endet die Sackgasse in einem als absolut gesetzten Gehirn.)
- Der Kontext der Gesamtgeschichte ist in der historischen Forschung die notwendige Konsequenz einer genetischen Vorgehensweise, so wie eine transzendentalgenetische Position in der Philosophie den Menschen ebenfalls in allen Wirklichkeitsbezügen (also den theoretischen wie praktischen und der entsprechenden Möglichkeiten und Begrenzungen des Menschen als ein endliches Wesen) berücksichtigt.

Was Longerich für die Grundbegriffe historischer Forschung benennt, gilt ebenso auf der begrifflichen Ebene der Bestimmung des Körperbegriffs, wie Asmuth hinsichtlich der Unzureichendheit einer ausschließlich auf Authentizität *oder* Konstruktion beruhenden begrifflichen Bestimmung des Körpers deutlich herausgestellt hat: »Die Unmittelbarkeit des Weltzugangs [also die vermeintliche

³⁸ Longerich, P.: »Tendenzen und Perspektiven in der Täterforschung«, in: *ApuZ* 14-15 (2007), S. 4.

Authentizität; P. G.] ist selbst vermittelt: *vermittelte Unmittelbarkeit*«³⁹ – ganz im Sinne der hier dargestellten idealrealistischen Dialektik.

Die Beispiele und damit das Plädoyer für eine auf Wechselbeziehung basierende Methodologie ließen sich weiter fortsetzen. Das Erfordernis genetisch betrachtet auf der Ebene fachwissenschaftlicher Arbeit oder transzendentalgenetisch auf der Ebene der Philosophie bleibt dabei dasselbe: Betrachtet man wissenschaftliche Theoriebildung unter dem Aspekt der Konstruktion, dann führt nur eine die Mehrschichtigkeit, Komplexität und auch Widersprüchlichkeit umfassende Konstruktion zu Resultaten, die der faktischen Gegebenheit des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes gerecht werden können. Eine solche umfassende Konstruktion bildet schließlich auch die geeignete Grundlage für eine Explikation der ethischen und moralischen Implikationen, die meist zu Gunsten bestimmter einzelner konstitutiver Momente ausfällt.⁴⁰ Für die philosophische Bestimmung der Person zeigt sich nämlich beispielsweise, dass eine ausschließlich gehirnba-sierte Konzeption der faktischen Wirklichkeit der Moralität nicht gerecht werden kann.

³⁹ Asmuth, Ch.: »Authentizität und Konstruktion: Körperbegriffe zwischen historischer Relativität und unmittelbarer Gegenwärtigkeit«, in: Stache, A.: *Das Harte und das Weiche*, a. a. O., S. 141.

⁴⁰ Vgl. dazu Anmerkung 16.